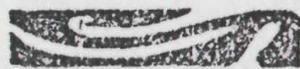


Felsenherz der Trapper

Selbsterlebtes aus den Indianergebieten
erzählt von

Kapitän William Käbler.



12. Band:

Die
beiden Trumms

Verlag moderner Lektüre G. m. b. H.
Berlin 26, Elisabethufer 44.

Nachdruck verboten. Alle Rechte einschließlich Verfilmungsrecht vorbehalten. Copyright by Verlag moderner Lektür
G. m. b. H., Berlin 26. — 1922.



1. Kapitel.

Robb und Jobb und Minni und Finni.

Die weiten Prärien zu beiden Seiten des Pecos-Flusses, der die Westgrenze der berühmten nordamerikanischen Hochlandwüste, der Llano Estacado, bildet, sind von zahlreichen ausgetrockneten Flußtälern durchschnitten, die zumeist von Westen oder Osten nach dem Rio Pecos verlaufen und nur im Frühjahr und Herbst für kurze Zeit wieder zu wirklichen fließenden Gewässern werden.

Einem dieser Täler, deren Ränder zumeist mit Büschen und einzelnen Baumgruppen bedeckt sind und deren Boden aus gelbbraunem harten Lehm in der trockenen Jahreszeit besteht, näherten sich an einem heißen Sommertage zwei Reiter, denen man schon von weitem die Westläufer ansah.

Das Paar hätte auf jeden, der mit den Verhältnissen im wilden Westen nicht vertraut war, einen geradezu lächerlichen Eindruck gemacht.

Beide waren recht klein von Gestalt, trugen arg durch Witterungseinflüsse verfärbte Luchröcke mit sehr

langen Schößen, dazu enge Lederhosen und indianische Mokassins (Schuhe ohne Absätze). Jeder hatte über den in allen Farben schillernden Tuchrock einen breiten Ledergurt geschnallt, der außer Jagdmesser, Tomahawk und Kugelbeutel noch je eine doppelläufige Perkussionspistole (Vorderlader mit Zündhütchen) enthielt.

Ihre Büchsen, ebenfalls doppelläufig, verdienten scheinbar die Bezeichnung „Waffe“ längst nicht mehr, waren verrostet und mit Eisendraht und Blechstücken an Lauf und Kolben vielfach geflickt.

Ihre Reittiere, zwei Maulesel von erschreckender Magerkeit, hätte niemand geschenkt genommen, der nicht gerade Kenner war. Der Sachkundige freilich sah sofort an dem leichten Gang und den lebhaften klugen Augen dieser Kreaturen, daß sie für die Besitzer weit größeren Wert als der beste Rassegaul hatten.

Als Kopfbedeckung trugen die beiden Trapper vielfach zerlöchernte, breitrandige Filzhüte, in deren aus Rehlleder geschnittenen Bändern je eine kurze Holzpfeife und ein Tabakbeutel untergebracht waren und zwar gerade vorn, so daß diese Bier den verbeulten Filzdeckeln ein noch merkwürdigeres Aussehen verlieh.“

Um den Hals hatten sie jeder einen wollenen, grünen Schal geschlungen, dessen Enden ihnen über den Rücken herabhingen. Ihre runden, braunen Gesichter waren nur spärlich behaart. Man konnte diese vereinzelten, weißblonden Haarbüschel kaum Vollbart nennen. Genau so hell und farblos waren ihre kleinen, lustigen Schweinsäuglein. Das, was aber am meisten an ihren Gesichtern auffiel, waren zweifellos die hakenförmigen, mit einzelnen Warzen geschmückten Nasen, die unwillkürlich zum Lachen reizten. —

Schweigend ritten sie so im Schritt dem Flußthale zu, hatten ihren Mauljeseln die Bügel auf den Hals gelegt und hingen in ihren hohen Boßfätteln wie zwei waschechte Sonntagsreiter.

Plötzlich blieben dann die beiden Tiere ganz vor selbst stehen, reckten die Köpfe vor, sogeu die Luft ein und stießen sie schnaubend wieder aus.

Dieses Warnungszeichen bewirkte hier Wunder.

Wie ein Blitz waren die Reiter aus den Sätteln, und ebenso schnell hatten die beiden Mauljesel sich auf die Hinterhand niedergelassen, deckten so ihre Herren gegen jede Kugel, die etwa aus den Raubbüschen des Flußthales abgefeuert wurde.

Man hätte den Reitern diese Gewandtheit kaum zugetraut, mit der sie sich dergestalt in Sicherheit gebracht hatten; niemand hätte auch bei den Tieren eine so tadellose Dressur vermutet.

„Ich schätze, es sind Kote dort drüben,“ sagte der eine nun, der beträchtlich wohlbeleibter als der andere war.

„Daß Du Dir doch das viele Keden nicht abgewöhnen kannst, Jobb!“ brummte der Dünnere vorwurfsvoll.

„Wenn Du Finnis und Minnis Kopfrichtung beachtet hättest, würdest Du auch wissen, daß die Kotselle nicht parterre, sondern dort in der Buche stecken!“

Die Mauljesel hatten allerdings die Köpfe halb nach rechts hin hoch erhoben, wo dreißig Schritt entfernt eine mächtige Buche über das Gestrüpp hinwegragte, in deren Blätterdach sich bequem ein Dutzend Indsman (Indianer) verbergen könnten.

„Hm,“ meinte Jobb, der Dide, nach kurzer Pause, „wenn's mehrere von den Kotsellen wären und wenn sie

Schußwaffen hätten, würden sie uns schon von den Pferden gepuht haben. Das ist so klar wie Klopfrühe!"

Sie benutzten beide die deutsche Sprache, diese wunderlichen Gestalten, und es waren auch Deutsche von Geburt, jetzt freilich schon seit fünfzehn Jahren hier im wilden Westen beheimatet, wo sie sich einzig und allein noch behaglich fühlten.

"Du bleibst ein Schwäber, Kobb!" knurrte der Magere als Antwort, warf sich dann plötzlich in das hohe Prärie gras und kroch im Bogen auf den einzelnen Baum zu.

Wie vortrefflich er sich aufs Anschleichen verstand, ging schon daraus hervor, daß in dem durch den Wind leicht sich bewegenden Grase nichts die Richtung erkennen ließ, die er einschlug.

Zehn Minuten vergingen so.

Mit einem Male dann eine laute Stimme aus dem Gestrüpp am Fuße der alten Buche:

"Saktaluma, der heulende Wolf, mag schleunigst herabklettern! Der Häuptling der Navajos macht's wie das Stinktier, das ebenfalls auf die Bäume flüchtet."

Es erfolgte jedoch aus der Baumkrone keine Antwort. Nur eine andere Erwiderung kam: ein Schuß, dem im Gestrüpp ein gellender Aufschrei folgte.

Eine Weile nun wieder Stille.

Dann ein zweiter Schuß, jetzt aus dem Gestrüpp.

Und von oben aus dem grünen Blätterdach kam nun eine einläufige Flinte krachend und rauschend herab und fiel unter der Buche ins Gras.

"Fein, was?!" brüllte nun der Magere aus dem Gestrüpp. "Saktaluma sieht, daß Kobb Trumm noch immer 'n bißchen schlauer ist! So, nun mag der heulende

Wolf der Flinte folgen. Aber etwas dalli, was so viel wie rasch bedeutet! Ich rede nie ein Wort zuviel. Das nächste Wort spricht mein zweiter Büchsenlauf!"

Jetzt hielt es der Navajohäuptling doch für ratsam, dem Befehle zu gehorchen. Er kletterte langsam herab, denn ohne seine Flinte, die Robb Trumm ihm aus der Hand geschossen hatte, war er den beiden Westläufern gegenüber wehrlos.

Sahtaluma stand dann, schlank, mittelgroß, aber kräftig gebaut, vor den Büchsenmündungen der beiden Trumms, die hier im Westen mit zu den berühmtesten Fallenstellern gehörten.

Nun ergriff der Schwäzer Jobb das Wort.

"Sahtaluma hat uns vor einem Jahre droben in den Kolorado-Bergen die Skalpe rauben wollen," sagte er gemüßlich. "Wir könnten jetzt Gleiches mit Gleichem vergelten. Aber wir sind nun mal friedfertige Leute und wollen alles vergessen sein lassen, wenn der heulende Wolf uns der Wahrheit gemäß erklärt, was er hier allein treibt."

Des Navajohäuptlings dunkle Augen zeigten etwas wie steigende Unruhe.

"Die beiden Blatzgesichter mögen diese Gegend meiden," erwiderte er rasch. "Die Apachen haben meine Krieger aufgerieben. Der große Bär muß sich mit sechzig Apachen noch hier in der Nähe befinden."

"Um — Sahtaluma hat also wohl hier im Jagdgebiet der Apachen Pferde stehlen wollen," meinte der dicke Jobb darauf. "Kein Wunder, daß die Apachen sich dies nicht gefallen lassen."

Der heulende Wolf blickte sich jetzt ängstlich um.

"Die Schüsse werden vielleicht gehört worden sein."

sagte er. „Die Ohren der Apachen sind scharf. Gestern nachmittag vernahm der heulende Wolf dort nach Osten zu viele Schüsse. Felsenherz und sein roter Bruder Chokariga ritten dort im Flußthale mit zwei anderen Blau-ge Gesichtern den Apachen nach, die vormittags vorübergekommen waren.“

Tobb schaute den Navajo jetzt mißtrauisch an. „Sakataluma verschweigt uns irgend etwas. Die Navajos haben stets Lügen auf der Zunge,“ meinte er. „Wo hat der heulende Wolf sein Pferd?“

„Sakataluma mußte es im Stiche lassen. Die Apachen hekten ihn,“ erklärte der Häuptling widerwillig.

Tobb trat plötzlich an ihn heran, riß ihm Tomahawk und Messer aus dem Gürtel und befahl kurz: „Lege die Hände auf den Rücken! Ich werde Dich binden!“

Er hatte den Navajo jedoch unterschätzt und eine große Unvorsichtigkeit begangen, denn Sakataluma packte ihn plötzlich und warf ihn mit einer Körperkraft und Geschicklichkeit, die Tobbs Trumm hier offenbar nicht erwartet hatte, gerade auf den anderen kleinen Trapper, der durch den Anprall zu Boden gerissen wurde und so von seiner Büchse keinen Gebrauch machen konnte.

Sakataluma wollte jetzt mit einem Satz in das Ge- strüpp entfliehen.

Da — aus den dichten Büschen erhob sich blitzschnell ein ganz in Leder gekleideter, blondbärtiger Mann, der den Navajo durch einen Fausthieb unter das Kinn dem dünnen Kobb gerade in die Arme schleuderte.

Kobb hatte schon sein Messer gezogen, kniete auf der Brust des Roten und drohte:

„Der heulende Wolf hat vorläufig ausgeheult! Biege

still, Bursche, oder ich kizele Dir ein bißchen die inneren Organe!"

Der blonde Jäger, der hier so unerwartet des Navajos Flucht verhindert hatte, mußte lächeln. Er wußte genau, wen er vor sich hatte, denn er war ja bereits in den Büschen verborgen gewesen, als die beiden Weßläufer sich dem Flußtale näherten. Der Beschreibung nach kannte er die Brüder Trumm, die stets nur „die beiden Trumms“ hießen, längst.

Jobb, der Dicke, der Redselige, schwenkte gegen den Trapper hin grüßend seinen Hut.

„Master, Ihr gestattet, daß ich Robb erst mal helfe, dem Rotfelligen dort so etwas die Fuß- und Handgelenke zwecks Behinderung der freien Bewegungsfähigkeit zu umschnüren. Dann stehe ich zur längeren Zwiesprache jederzeit zur Verfügung.“ Er hatte sich jetzt des Englischen bedient, da er noch nicht ahnte, wer der blondbärtige, stattliche Jäger war.

So wurde denn der Navajo gebunden. Er wehrte sich nicht. Gerade das Erscheinen des blonden Hünen ließ ihn einsehen, daß er am klügsten täte, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Robb und Jobb richteten sich jetzt auf und traten an den hochgewachsenen Trapper heran, der regungslos wie eine Statue da stand und sich leicht auf seine lange, doppelläufige Büchse gelehnt hatte.

Diese Büchse, deren Kolben zu beiden Seiten eine goldene Verzierung in Gestalt eines Jaguars trug, war es nun, die plötzlich die Augen der beiden Trumms auf sich zog.

Sie starrten die Waffe ganz entgeistert an, rissen

den Mund vor Staunen weit auf und riefen wie in einem Atem:

„Das ist ja des weißen Apachenhäuptlings Juan Büchse!“

Die Blicke, mit denen sie dann den blonden Trapper musterten, hatten jetzt einen argwöhnischen Ausdruck, und Jobb, der dicke Schwäzer, erklärte unvermittelt:

„He, Master, die Doppelflinte da sollte ich kennen! Wo habt Ihr sie her?“

„Aus dem Grabhügel des einstigen Besitzers,“ erwiderte der Gefragte gelassen.

„So, so!“ meinte der dicke Trumm nachdenklich: „Wo war, oder besser, wo ist denn der Juan von den Apachen bestattet worden?“

„Dort im Süden im sogenannten Regen-Tale der Guadalupe-Berge in einer Höhle, die hinter einem Wasserfall liegt.“

„Ach ne!“ plakte Jobb heraus. „Im Regen-Tale?! Hört, Master, Ihr haltet uns zum besten. Dort gibt es keine Höhle. Entschuldigt schon. Aber — hm — wer seid Ihr? Wir beide heißen Kobb und Jobb Trumm und durchstreifen zumeist als Fallensteller die nördlichen Prärien und Vorberge des Felsengebirges. Das wir jetzt so weit südlich unsere Maulesel —“

„Halt' selbst das Maul, Esel!“ unterbrach der Magere ihn grob. „Brauchst nicht jedem unsere Angelegenheiten auf die Nase zu binden! — Master,“ wandte er sich wieder an den Blondem, „mit dem weißen Häuptling der Apachen hatten wir seiner Zeit so verschiedene Hühnchen zu pflücken. Leider wurde er zu früh von einem anderen Fallensteller erschossen. Kurz und gut: die Büchse da mit dem goldenen Beschlag gehörte noch vor

acht Jahren unserem Freunde, dem sogenannten „Sohn des Jaguar“, der wie wir ein Deutscher von Geburt und —“

„Wie auch ich!“ warf der blonde Trapper ein. „Ich bin nämlich auch im alten Deutschland zu Hause, und deshalb können wir drei getrost unsere Muttersprache unter uns gebrauchen.“

„Herr je — mir geht ein Licht auf!“ rief Jobb nun. „Ein ganz dickes Licht! Landsmann, Sie sind kein anderer als Felsenherz, unser berühmter Kollege!“

„Das stimmt!“ lächelte der Trapper und streckte den Brüdern die Hand hin. „Ich freue mich, meine beiden im wilden Westen so sehr —“

Er schwieg plötzlich.

Robbs und Jobbs Maulesel hatten gleichzeitig warnend geschraubt, kamen auf ihre Herren zugaloppiert und blieben dicht neben ihnen stehen.

Robb hatte sich schon gebückt, hatte Saftaluma aufgehoben und warf ihn vor den Sattel über den Hals seiner Minni, wie er die Mauleselstute getauft hatte. Dann folgte er Felsenherz in die nahen Büsche, und auch Jobb und Finni, des Dicken Reittier, schlossen sich diesem Rückzuge in das dichte Gestrüpp an, in dessen Mitte auf einer kleinen Lichtung ein Pferd weidete, ein hochbeiniger, kräftiger Brauner, an dessen Sattelsknopf des blonden Trappers zweite Doppelbüchse hing.

2. Kapitel.

Die Baumfestung.

Felsenherz war schon wieder verschwunden. Da der Wind von Nordost kam, hatte er sich sofort gesagt, daß die beiden Maulesel nur eine größere Abteilung von Rothäuten, die in dem Flußthal entlanggeritten kamen, gewittert haben könnten. Die Witterung eines einzelnen oder nur von drei, vier Reitern hätte nicht so stark sein können, um die Tiere unruhig zu machen.

Der blonde Trapper schob sich bis an den Rand des Buschstreifens heran und gewahrte auch wirklich einige zwanzig Apachen, die langsam von Osten her dem Flußbett folgten.

Das Verhalten der Rothäute bewies, daß sie die beiden Schüsse, die vorhin hier gefallen waren, wohl gehört hatten, aber nicht genau wußten, wo die Schützen zu suchen seien.

Inzwischen war auch Kobb nach dem entgegengesetzten Rande der Büsche zurückgekrochen und spähte auf die Prärie hinaus, erblickte nun auch hier zehn Apachen, die sich noch fünfzig Meter entfernt von Osten näherten und gleichfalls durch ihr Benehmen verrieten, daß sie irgendwelche Feinde hier vermuteten.

Kobb kroch schleunigst nach der Richtung zurück, wo auch Felsenherz jetzt wieder erschien. Hastig wurden ein

paar aufklärende Worte gewechselt, dann ergriffen die drei Trapper auch schon die Zügel ihrer Tiere und führten sie durch eine schmale, offene Stelle in den Büschen hinab in das Flußthal, das gerade hier eine Krümmung machte, hinter der die zwanzig Apachen soeben erst verschwunden waren.

Diese Art, den Rothhäuten zu entkommen, die durch ihre Uebermacht den Trappern leicht gefährlich werden konnten, versprach nur dann den von Felsenherz erhofften Erfolg, wenn die drei Landsleute nicht zu früh hier im Tale entdeckt wurden.

Sie hielten sich also ganz dicht an der südlichen Talwand, damit diese sie den spähenden Augen der oben in der Prärie befindlichen Apachen entzöge.

Aufregende Minuten folgten. Jeden Moment konnte das Kriegsgeschrei der Apachen die drückende Stille unterbrechen; jeden Moment dann einer jener blutigen Kämpfe beginnen, die hier im Jagdgebiete der stets mord- und beutelüsteren Apachen nur mit der Vernichtung der Angreifer oder der Angegriffenen enden mußte.

Aber die Gefahr ging zunächst glücklich vorüber.

Felsenherz' kühne List, so kurz hinter der Apachenabteilung in das Tal hinabzusteigen; hatte Erfolg. Die drei Landsleute schwangen sich dann in den Sattel; Felsenherz nahm Saftaluma zu sich auf seinen Braunen, und fort ging's erst im Trab, nachher im Galopp, das Flußbett nach Osten zu entlang.

Jetzt zeigten die Maulesel Minni und Finni so recht, was sie trotz ihrer Magerkeit leisten konnten.

Felsenherz' Brauner war gewiß ein schnelles Pferd.

Und doch hielten die Tiere Robbs und Jobbs sich stets dicht hinter ihm.

Robb rief dann dem Landsmann zu:

„He, Felsenherz, meinen Sie nicht auch, daß wir die rote Bande sehr bald hinter uns haben werden? Die zehn Apachen in der Prärie werden unsere Fährten fraglos bemerken, und dann —“

Da — schon erscholl aus der Ferne das gellende Gebrüll der Apachen herüber und ersparte Robb jedes weitere Wort.

„Jetzt gilt's,“ meinte Jobb lachend. „Wir haben nur dreihundert Meter Vorsprung! Kriegt uns die Horde, bevor wir die Insel da vorn im sogenannten Apachen-See erreichen, dann werden wohl einige und etliche Rotfelle ihr Testament machen müssen, ehe die anderen mir den Schädel samt der Haut rasieren!“

Felsenherz zügelte seinen Braunen, so daß die beiden Trumms an ihm vorüberjagten.

„Ich halte sie uns schon vom Leibel!“ rief er. „Nur weiter! Und dann gleich auf die Insel! Dort sind wir vorläufig in Sicherheit!“

Die Trumms gaben Minni und Finni die Hacken, und die beiden Maulesel streckten jetzt förmlich die knochigen Leiber lang und rasten in Karriere über den harten Lehmboden hin.

Der blonde Trapper blieb hundert Meter hinter ihnen, klopfte seinem Braunen beruhigend den blanken Hals und spannte beide Hähne der berühmten Jaguar-Büchse, deren Schüsse weiter trugen als die jeder gewöhnlichen Flinte.

„Wenn die Apachen klug sind, schneiden sie uns den Weg ab, indem sie oben in der Prärie die Krümmungen

des Flußbettes vermeiden," dachte der Trapper mit leichter Besorgnis und schaute wiederum zurück, bemerkte jetzt auch die ersten Verfolger, deren vorzügliche Mustangs den Braunen freilich nie eingeholt hätten, wenn dieser seine volle Schnelligkeit hätte entwickeln können.

So ging die Hezjagd wohl eine halbe Stunde lang weiter.

Die Apachen kamen langsam näher. Drei von ihnen waren kaum noch hundert Meter entfernt.

Felsenherz wußte, daß bis zum Apachen-See, einem ausgedehnten Gewässer weiter östlich in diesem selben Flußthale, noch gut zwei Meilen zurückzulegen waren. Er mußte die Feinde also unbedingt zurückscheuchen.

Plötzlich riß er seinen Braunen kurz herum. Das edle Tier stand wie angemauert.

Der Trapper hob die lange Büchse.

Zwei Schüsse, und die Pferde der nächsten beiden Apachen brachen mit je einer Kugel mitten in der Stirn zusammen. Ihre Reiter flogen im Bogen aus dem Sattel.

Der dritte Apache hatte seinen Mustang herumgeworfen, da Felsenherz sofort nach seiner anderen Büchse griff.

Und — auch diese Waffe bewährte sich trefflich.

Der flüchtende Verfolger fühlte, wie sein Pferd zusammenzuckte, stolperte und stürzen wollte. Noch rechtzeitig war er aus dem Sattel geglitten. Die Kugel war dem Mustang durch das Rückgrat gegangen.

Felsenherz jagte weiter. Die doppelte Last, die der Braune zu tragen hatte, machte sich jetzt doch bald bemerkbar. Der Navajo verhielt sich zwar ruhig, behin-

derte das edle Tier aber doch stark, da das Körpergewicht des Gefangenen die Vorderbeine überanstrengte.

Der Trapper hätte ja den Navajo einfach zu Boden fallen lassen können. Er wußte aber, daß Sahtaluma dann verloren war, da die Apachen ihn sofort niedergemacht haben würden. Das wollte Felsenherz nicht. Ihm widerstrebte es, den Navajo auf diese Weise loszuwerden. Anderseits sagte er sich, daß er des heulenden Wolfes wegen sein Leben nicht aufs Spiel setzen dürfe.

So zerschnitt er denn die Riemen des Gefangenen, als gerade wieder eine Krümmung den Apachen die Aussicht versperrte.

„Flieh' in die Büsche!“ rief er kurz.

Sahtaluma richtete sich auf.

„Der heulende Wolf wird Felsenherz zu danken wissen,“ sagte der Navajo, fiel zur Erde und rannte nach links in das Buschwerk hinein.

Der Braune spürte sofort die Erleichterung, wieherte leise und schoß nun spielend leicht davon, holte die beiden Trumms sehr bald ein und setzte kaum zehn Minuten später mit langem Sprung in das ausspritzende Wasser des Apachen-Sees, schwamm der Insel zu und befand sich gleich darauf mit seinem Reiter wieder auf festem Boden und in Sicherheit.

Die beiden Trumms hatten schon vorher wohlbehalten die kleine, runde Insel erreicht, die einen Durchmesser von etwa fünfzig Meter hatte, mit Bäumen und Büschen bestanden war und sich nach der Mitte hin zu einem steilen, dornenumwucherten Hügel aufwölbte.

„Die Reittiere auf den Hügel!“ befahl Felsenherz jetzt und warf Jobb den Baum seines Braunen zu.

Jobb führte die Tiere schnell davon.

Felsenherz und der andere Trumm verbargen sich hinter den nächsten Bäumen.

Raum drei Minuten später erschienen schon die ersten Apachen drüben am westlichen Seeufer, das ebenfalls stellenweise mit Buschwerk und Baumgruppen bedeckt war.

Immer mehr Apachen sammelten sich an. Dann ritt einer von ihnen, ein wahrer Riese, stiernackig und mit Adlerfedern in der Skalplocke, einige Meter in den See hinein und rief den Flüchtlingen zu:

„Felsenherz mag sich freiwillig dem Oberhäuptling der Apachen ausliefern! Der große Bär wird ihn diesmal nicht entkommen lassen. Hundertfünfzig tapfere Krieger werden die Ufer des Sees bewachen, und Felsenherz und die beiden anderen Blafgesichter müßten gerade Flügel erhalten und wie die feigen Krähen davonfliegen, wenn sie von hier entweichen wollten. Der große Bär hat die Fährten des weißen Jägers und des räudigen Romanchen, seines roten Bruders, bis an den Pecos verfolgt. Er weiß, daß Chokariga, der schwarze Panther, sich jetzt von seinem Freunde getrennt hat und nach den Romanchendorfern zurückgekehrt ist. Felsenherz wird hier am Apachen-See niemand finden, der ihm hilft.“

Der blonde Trapper hielt eine Antwort für überflüssig. Aber Jobb Trumm, der Redselige, der die Reittiere bereits auf dem Hügel untergebracht hatte, brüllte dem großen Bär zu:

„Der Oberhäuptling der Apachen ist wie ein elender Präriewolf, der vor Hunger den Mond anheult. Der große Bär wird uns drei niemals in seine Gewalt bekommen. Hier ist Felsenherz, der es allein mit hundert

Apachen aufnimmt. Und hier ist mein Bruder Robb Trumm, der mit Leichtigkeit dreißig von Euch Rotfellen auslöscht! Dann bin ich noch hier, der dicke, kleine Jobb, den die Apachen ebenso gut kennen wie Robb! Mit zwanzig von Euch werde ich schon fertig! Außerdem mag der große Bär wissen, daß Felsenherz' roter Bruder, der Komanchenhäuptling, sich mit 200 seiner Krieger in der nahen Plano Estacado verabredet hat und bereits in der Nacht hier sein kann. Dann wird auch noch —"

Offenbar wollte Jobb noch mehr hinzulügen, um den Apachen Angst zu machen. Er erhielt jedoch von Felsenherz einen tüchtigen Rippenstoß, merkte wohl, daß er irgend eine Dummheit begangen hatte, und beendete seine Antwort nach kurzem Schweigen mit den Worten:

„Dann wird auch der große Bär wünschen, daß er Flügel wie die feigen Krähen hätte und davonfliegen könnte! Dann werden die Apachen hingemäht werden wie die Heuschrecken, wenn sie sich im Präriebrande die Flügel verfengen!“

Der Oberhäuptling der Apachen schwang jetzt drohend den Tomahawk.

„Die drei Blaszgesichter werden am Abend unsere Gefangenen sein!“ rief er zurück. „Meine Krieger werden Flöße mit Brustwehren bauen, und Eure Kugeln werden nur die Baumstämme treffen!“

Dann ritt er wieder an Rand und erteilte den Seinen verschiedene Befehle.

„Jobb,“ sagte Felsenherz unzufrieden zu dem kleinen wohlbeleibten Schwäber, „Sie sehen nun, was Sie durch Ihre Schwindelei, daß Chokariga mit 200 Kriegeru hier erscheinen wird, angerichtet haben! Die Apa-

chen hätten uns nur belagert und auszuhungern versucht, wenn Sie nicht dem großen Bär geradezu nahegelegt hätten, uns schleunigst anzugreifen! Jetzt können wir kaum darauf rechnen, mit dem Leben davonzukommen.“

„Du bist ein Kamel, Jobb! Ich habe das schon längst gewußt!“ knurrte auch Robb Trumm wütend. „Es ist jetzt etwa fünf Uhr nachmittags. Um 7 Uhr werden die Apachen die Flöße fertig haben! Dann geht der Tanz los!“

Jobb sagte gar nichts. Was sollte er wohl auch zu seiner Entschuldigung anführen?! Er hatte eben übereilt, wenn auch in bester Absicht dem großen Bären die Bülge von des Romanchenhäuptlings baldiger Rückkehr aufgetischt.

Felsenherz und Robb erörterten nun in Eile die Verteidigungsmöglichkeiten. Hiermit war es schlecht bestellt, da das Seeufer nach Norden zu nur etwa dreißig Meter entfernt und nach Süden hin der Zwischenraum zwischen Insel und Land auch nur etwa 80 Meter breit war.

Selbst die Insel mit ihrem Gestrüpp und ihren Busch- und Baumgruppen machte es den Angreifern leicht, sich darauf festzusetzen. Wie sollten auch nur drei Verteidiger die auf Flößen nahenden Apachen abwehren können?!

Dies betonte jetzt der blonde Trapper dem älteren Trumm gegenüber mit allem Nachdruck und fügte hinzu:

„Sie werden einsehen, Robb, daß wir hier verloren sind. Wir müssen also die Apachen irgendwie überlisten und durchbrechen. Wenn wir uns nur bis nach Dunkelwerden die Wände vom Halse halten, ist schon viel gewonnen.“

Sie standen jetzt am Fuße des mit Dornengestrüpp bewachsenen Hügels, und Felsenherz' scharfe Augen ruhten nachdenklich auf den vier alten, knorrigen Eichen, die dort oben auf der Spitze des Hügels wuchsen.

„Halt!“ rief er dann leise. „Ein anderer Gedanke, Robb! Wir könnten uns eine Art Baumfestung herstellen! — Vorwärts — Sie und Jobb fällen jetzt mal die Erlen und Birken, die allzunah am Hügel stehen, damit die Apachen nicht von deren Kronen aus uns beschießen können. Beeilt Euch, Freunde! Ich werde mir inzwischen die Eichen genauer ansehen!“

Daß die Apachen jetzt schon etwa schwimmend die Insel angreifen würden, war kaum zu befürchten. So konnten die drei Trapper sich denn in ziemlicher Sicherheit an die Arbeit machen.

Bald erklangen die Schläge von drei haarscharfen Tomahawks fast ununterbrochen. Felsenherz hatte schnell in den sich berührenden Kronen der vier Eichen durch starke Aeste und dünnere Birkenstämme eine Plattform hergestellt, die an den Seiten durch eine Brustwehr geschützt war. Nachdem er auch noch die Zweige, die einen freien Ausblick auf die Insel verhinderten, abgehauen hatte, wobei ihm Robb bereits half, war die primitive Baumfestung gegen ein halb sieben abends fertig.

Am meisten sorgte sich Felsenherz jetzt um die drei Meittiere, die den Kugeln der Rothhäute leider schutzlos preisgegeben waren.

„Wir sollten meinen Brauen und Cure Mausel, lieber Robb, am besten an der am weitesten entfernten Nordspitze der Insel festbinden,“ sagte er zu dem älteren Trumm. „Mögen die Apachen sie von dort auch an

das Secufer hinüberbringen! Was schadet's?! Wir werden uns die Tiere schon zurückholen, falls wir glücklich von hier fortkommen sollten."

Kobb stimmte dem zu. So wurden denn der Braune und Minni und Ziuni von Kobb in ein Gebüsch an der Nordspitze geführt, nachdem man ihnen die Sättel abgenommen und nur die Baumzunge belassen hatte.

Mittlerweile waren auch die Apachen am Westufer nicht müßig gewesen. Dieses, ungefähr zweihundert Meter entfernt, hatte auch den stärksten Baumwuchs aufzuweisen, so daß die Rothhäute es sehr bequem gehabt hatten, hier vier große Flöße zu bauen, deren eine Seite einen hohen Schutz von starken Nesten trug.

Die drei Trapper hatten sich jetzt in ihre Festung hinaufbegeben, hatten vorher noch am Fuße der Eiche alles erreichbare trockene Strauchwerk, zu Bündeln vereinigt, aufgehäuft und auch die schmalen Lücken in den Dornbüschen des Hügelß durch Dornenzweige ausgefüllt.

Nach allen Seiten hin hatten sie jetzt freien Ausblick. Sie sahen, wie die vier Flöße bemannt wurden und wie auf jedem zwanzig Apachen, teilweise mit Rudern und Stoßstangen ausgerüstet, die schwerfälligen Fahrzeuge vorwärtsbewegten, die sich nun verteilten und von vier Seiten zugleich der Insel zustrebten. Als sie in Schußbereich kamen, suchten die Rothhäute sich hinter der Brustwehr zu decken. Aber — diese Schutzwände waren nicht darauf eingerichtet worden, von oben beschossen zu werden. Die Baumfestung der Trapper lag eben so hoch, daß die hinter den Brustwehren hockenden Apachen zum Teil zu sehen waren.

„Los — feuern wir!“ meinte Felsenherz ingrimmig.
 „Die Bande will uns ans Leben! Da wäre es eine

Torheit, sie zu schonen! Zielt aber nur auf die Schultern, wenn es irgend geht!"

Dann schob er seine Büchse vor, die lange Jaguar-Büchse, und zwei Feuerstrahlen schossen kurz hintereinander aus den Mündungen der Doppelflinte heraus.

Auf dem von Westen her nahenden Floß schnellten zwei Apachen in die Höhe und taumelten mit zerschossenen Schültern in den See.

Auch Jobb und Kobb hatten bereits nicht minder gut vier anderen Apachen auf den von Norden und Süden herankommenden Flößen bleierns Grüße zugesandt.

Felsenherz aber griff zu seiner zweiten Büchse und feuerte, nachdem er seinen Platz gewechselt hatte, auf das vierte Floß. Auch hier sanken zwei Apachen verwundet hinter der Brustwehr hervor.

Doch — die Nothäute ließen sich durch diese Beschießung nicht beirren. Sie wußten ja, daß sie in den Uferbüschen des Inselchens genügend Schutz finden würden.

Naum hatten die drei Trapper ihre Waffen wieder geladen, als ein lautes Triumphgeheul der Angreifer ihnen bewies, daß diese sich auf der Insel festgesetzt hatten. Von den Flößen war jetzt nichts mehr zu bemerken. Sie lagen am Inselstrande hinter dem Buschwerk.

Nach Art der Nothäute trat dann eine fast unheimliche Stille ein. Es schien, als befände sich auf der Insel kein lebendes Wesen.

Und doch: Hinter der Brustwehr der Baumplattform lugten die drei Verteidiger angestrengt hinab, musterten jeden Busch, jeden Strauch. Und ebenso belauerten zahlreiche Apachen, gut versteckt in den grünen Sträu-

chern, unausgeseht die ihnen sichtbaren Teile der seltsamen Festung.

Allmählich versank nun auch die Sonne hinter den fernen Bergen des im Westen liegenden Gila-Gebirges. Bald mußte die Nacht anbrechen. Und dann würden die Apachen fraglos auf irgend eine Weise zum Angriff übergehen.

3. Kapitel.

Feinde, und doch Retter.

Robb hatte bisher kein Wort gesprochen. Jetzt zog er plötzlich die gespannte Büchse in die Schulter ein und brummte:

„Wart', Rotfell, Dir will ich das Klettern versalzen!“

Aber — er drückte nicht ab, sondern legte seine Waffe wieder hin, lachte lautlos in sich hinein und meinte:

„Klettert nur auf die Erle dort, dumme Bande! Werdet Euch wundern!“

Felsenherz schob sich neben Robb.

„Was gibt's denn?“ fragte er.

„Nur eine kleine Ueberraschung, Felsenherz! Nach

ein bis zwei Apachen, und der Spaß beginnt. Sie sehen doch die schlanke Erle dort, deren Krone so dicht mit Schlingpflanzen umspinnen ist und deren halber Stamm im Gestrüpp steht. Da klettert jetzt eben noch ein zweiter Apache hinauf. Ah — da ist schon ein dritter — ein vierter! Wie eilig die Gesellschaft es hat!”

„Weshalb schießt Du nicht?“ rief Jobb herüber. „Die Kotselle können uns von oben sehr lästig werden!”

„Weil ich mir die Arbeit des Bäumefällens etwas erleichtert habe,“ erwiderte der magerere Kobb grinsend. „Man kann einen Baum auch nur einkerben, und wenn die Kotselle so dumm sind, dies nicht zu bemerken und sich hinaufbemühen, dann —“

Er brauchte nichts mehr hinzuzufügen.

Die Erle brach plötzlich nach dem Hügel zu infolge der Belastung ihrer Krone um, und mit dumpfem Krach schlug der Baum auf eine freie Stelle auf.

Nur drei der in der Krone steckenden Apachen versuchten, als sie durch den Sturz aus den schützenden Zweigen herausgeschleudert worden waren, die nächsten Büsche zu erreichen.

Sie versuchten es.

Aber Kobbs und Felsenherz' Kugeln fuhren ihnen durch die Kniegelenke, bevor sie sich noch in Sicherheit gebracht hatten.

Die drei Apachen knickten um, schleppten sich dann mühsam weiter, jeden Augenblick einen tödlichen Schuß erwartend. Doch den Trappern lag nichts daran, diese wehrlosen Feinde vollends abzutun. Sie ließen sie unbehelligt.

Der vierte Apache hatte bei dem Sturz des Bau-

mes das Genick gebrochen. Sein Körper hing regungslos in den Aesten.

Auf die drei Schüsse hin war ein gellendes Wutgeheul der Apachen erfolgt, die nun recht zwecklos aus den Büschen auf die Brustwehr feuerten.

Dann aber des großen Bären tiefe Stimme:

„Die Krieger der Apachen sollen die Kugeln sparen. Die Bläßgesichter werden morgens am Marterpfahle sterben!“

Tobb, der gerade nach der Seite hin die Insel beobachtete, woher des Oberhäuptlings Stimme aus einem hohen Erlengebüsch kam, brüllte jetzt:

„Der große Bär wird morgens nicht mehr leben!“

Dann feuerte er beide Läufe seiner Büchse nach der Richtung ab, wo der Apache verborgen sein mußte.

Ein wilder Aufschrei zeigte, daß zum mindesten eine Kugel einen der Rothhäute getroffen hatte.

Nun abermals dieselbe drückende Stille. Nur der Abendwind säufelte in den Wipfeln der vier Eichen, und vom Westufer her drang das Wiehern der Apachenmüßgangs herüber.

Es wurde dunkler und dunkler. Bald waren die Uferbüsche des Inselchens nur noch undeutlich zu erkennen; bald beobachteten die drei Trapper auch, wie ihre Reittiere auf einem Floße an Land gebracht wurden.

Tobb, der neben Felsenherz lag, meinte ernst:

„Ja — da werden Tobb und ich nun unsere Winni und Finni los! Hoffentlich behandeln die Apachen sie gut, denn unsere Maulesel sind mehr wert als 'n ganzer Rennstall! — Hu, was ich noch sagen wollte, Felsenherz. Man kann ja nicht wissen, was geschieht. Tobb und ich können vielleicht bald in die ewigen Jagdgründe beför-

bert werden, unsere Skalpe können vielleicht wirklich morgen früh des großen Vären Gürtel zieren! Wenn Sie, Landsmann, mit dem Leben davorkommen sollten, dann versprechen Sie mir eins; daß Sie an unserer Stelle nach dem Big Salt am Ostrande der Plano reiten und dort die Farm des alten Summer aufsuchen und ihm bestellen werden, daß die beiden Trumms ihr Wort eingelöst haben. Sie müssen nämlich wissen, Felsenherz, daß wir, der Jobb und ich, jetzt nach dem Big Salt unterwegs waren. Der alte Summer ist so 'ne Art Pflegevater von uns. Er haust dort ganz allein in der Wildnis auf seiner kleinen Farm und hatte uns vor sechs Monaten für seine in San Franzisko lebende einzige Tochter einen Lederbeutel voll Goldstaub anvertraut. Wir ritten nach Frisco hinauf und gaben der Miß Lydia Summer, die dort Lehrerin ist, das Gold ab. Der alte Summer soll nicht denken, daß wir mit dem Beutel etwa ausgekniffen sind. Und hier, Felsenherz —“ — er holte einen Brief aus der Innentasche seines Rockes hervor — „hier ist ein Schreiben der Miß Lydia für ihren Vater. Sollte ich hier den Tod finden, so nehmt es und bringt es dem Alten, bestellt auch noch Grüße von uns. — Ihr erlaubt doch, daß ich die Anrede „Sie“ weglasse. Das „Ihr“ ist bequemer.“

„Und das „Du“ noch bequemer!“ sagte Felsenherz freundlich. „Robb und Jobb — also auf Du und Du! Und was den Brief betrifft, so werde ich ihn, falls nötig, richtig besorgen.“ —

Es war jetzt völlig finster geworden.

Drüben am Westufer flammten die Lagerfeuer der Indianer auf. Die Glöze, nur undeutlich zu erkennen, zogen hin und her. Im übrigen dieselbe gewitter-

schwüle Stille ringsum, die ja mehr an den Nerven zerrt als der tosende Lärm eines wilden Sturmes.

Immer noch unternahmen die Apachen nichts. Die drei Trapper hatten aus ihren Satteltaschen geröstetes Hirschfleisch hervorgeholt und aßen.

Dann meldete Jobb sich.

„Hört Ihr?!“ meinte er. „Die Bande regt sich! Dort nach Westen zu raschelt und knistert es fortgesetzt!“

„Hast recht, Jobb!“ bestätigte Felsenherz. „Die Apachen sichten offenbar Reisig am Fuße des Hügels auf. Sie wollen uns austräuchern. Der Wind kommt von Westen und wird die Hitze und den Rauch gerade auf uns zu treiben. Ich habe etwas Ähnliches gesehen.“

„Verdammt!“ knurrte Jobb. „Sollen wir uns hier schmoren lassen?!“

„Nein, Freunde!“ entgegnete der blonde Trapper nach längerer Pause. „Wir werden den Apachen einen Streich spielen. Wenn wir jetzt unsere Baumfestung verlassen, können sie uns bei dieser Finsternis nicht sehen, und wenn wir dann nach Westen zu uns einen Weg durch die Dornen den Hügel hinab bahnen, hören sie uns auch nicht, da sie mit dem Aufstürmen des Reisighaufens zu viel Lärm machen. Der Wind wird Rauch und Flammen allerdings gerade nach dieser Seite treiben, aber der Rauch wird sich auch zu beiden Seiten des Hügels am Boden entlangziehen und uns zwar für Minuten das Atmen erschweren, nicht aber die weitere Flucht!“

„Verstehe!“ lachte Jobb. „Verstehe! Mit den ersten Rauchschwaden zugleich werden auch wir nach dem Seeufer schleichen, eingehüllt in den dicken Qualm feiner Bedenke!“

„Ja, Jobb, so ist's!“ erklärte Felsenherz. „Nur so können wir flüchten! — Los denn — nehmen wir unsere Sättel mit hinab und bedecken wir sie unten mit Sand, damit sie nicht verbrennen. Wir werden hoffentlich noch Gelegenheit haben, sie uns zurückzuholen.“

Das klang sehr zuversichtlich. Aber in Wahrheit beherrschten den unerschrockenen Trapper ganz andere und recht ernste Gedanken. Ihm war es durchaus nicht so gewiß, daß die List, in den Qualmwolken des auflöbenden Reifhügels zu entweichen, wirklich gelingen würde. Nein — dieser Plan besaß sehr viele Mängel, konnte nur zu leicht an einer unvorhergesehenen Kleinigkeit scheitern. Aber — und auch das wußte Felsenherz ganz genau — es gab hier eben kein anderes Mittel, der Uebermacht der Apachen zu entgehen. Und deshalb spielte der blonde Trapper den durchaus von den besten Hoffnungen Erfüllten, um den Mut seiner beiden Gefährten nicht vorzeitig zu erschüttern.

Die Trumms bewiesen jetzt, daß sie in der Tat Weltläufer von hervorragenden Eigenschaften waren. Mit außerordentlicher Gewandtheit kletterten sie hinter Felsenherz von den Eichen herab, halfen ihm die Sättel verschleppen und krochen dann hinter ihm in das Dornengebüsch hinein, in dem der blonde Hüne erst einen förmlichen Tunnel ausschneiden mußte, was viel Zeit in Anspruch nahm.

Alles kam jetzt darauf an, daß die drei Gefährten sich durch das Gebüsch bis zum Fuße des Hügels hindurcharbeiteten und dann dort bereit lagen, bevor die Apachen den immer mehr anwachsenden Strauchhansen anzündeten.

Beider hatte es Felsenherz mit der Arbeit, all die

Dornenzweige zu durchschneiden und bei Seile zu drücken, zu schwer. Seine Hände bluteten bereits. Er achtete nicht darauf. Und doch — fast ein Meier dicksten Gestrüpps trennte ihn noch von der flachen, grasbedeckten Erde, als schon aus den Uferbüschen eine Harzfackel flackernd durch die Luft flog und auf den Reifberg fiel.

Eine zweite — eine dritte folgten.

Der Westwind ließ das trockene Geäst schnell auf-flammen. Knisternd und fauchend griffen die Feuer-zungen immer weiter um sich.

Und Felsenherz arbeitete jetzt mit der Wut der Verzweislung, arbeitete ohne jede Rücksicht auf seine durch die Dornen gemarterten Hände.

Kobb hatte sich neben ihn gedrängt, suchte ihm zu helfen.

Ein Teil des Reifigs war doch noch etwas feucht, ent-wickelte starken Qualm, der gerade auf den Hügel zu trieb, der immer dichter und dichter wurde.

Die drei Trapper in dem Gestrüpp waren bald völ- lig eingehüllt von beißenden Rauchschwaden, konnten kaum mehr atmen, spürten auch die Hitze immer mehr, die ihre Gesichter zu versengen drohte.

Dann riß Felsenherz den letzten Dornenbusch, ihn an der Wurzel packend, mit übermenschlicher Kraft her aus.

Der Weg war frei.

Felsenherz griff nach seinen Gewehren, richtete sich halb auf, taumelte, nahm alle Energie zusammen, sprang nach links hin in den dicksten Qualm hinein, warf sich hier zu Boden, kroch schnell im Grase weiter.

Schon lichteteten sich die Rauchmassen, schon bemerkte er vor sich die ersten schützenden Büsche.

Er blickte sich um.

Von den Trumms war nichts zu sehen.

Dann von der Südseite des Hügels ein wildes Geschrei, ein paar Schüsse und Jobbs Stimme:

„Hunde — lebend fangt Ihr mich nicht!“

Felsenherz wollte schon den beiden, die den Fehler gemacht hatten, nach der anderen Seite zu fliehen, wo der Qualm weit schwächer war, zu Hilfe eilen.

Er besann sich. Nein, es hätte keinen Zweck gehabt, dort ebenfalls Leben und Freiheit aufs Spiel zu setzen. Besser war's, daß er sich in Sicherheit brachte und dann versuchte, die beiden Trumms, falls sie nicht getötet worden waren, den Apachen wieder irgendwie zu entführen.

Er schob sich rasch in die Büsche hinein, froh weiter dem Seeufer zu.

Taghell war es hier infolge des lühenden Strauchhaufens; so hell, daß Felsenherz rechtzeitig drei Apachen bemerkte, die mit zu dem Kreise von Wachen gehörten, die den Hügel umzingelten.

Das Gebrüll der Rothäute auf der anderen Seite war verstummt. Nun aber des großen Bären befehlende Stimme:

„Die Krieger der Apachen mögen achtgeben! Felsenherz sucht zu entfliehen! Die beiden anderen Blafgestichter sind bereits gefesselt!“

Die drei Apachen dort vor dem Erlengebüsch spähten noch eifriger umher, hielten ihre einläufigen Flinten halb im Anschlag.

Der blonde Trapper lag keine drei Schritt vor ihnen hinter ein paar niederen Sträuchern. Wenn er das Seeufer gewinnen wollte, mußte er die drei beseitigen. Er, der sonst nie Menschenblut vergoß, der nur im Not-

falle einen Feind wehrlos machte, sah hier keine andere Möglichkeit als brutalste Gewalt.

Er zog den Tomahawk aus dem Gürtel, schwang dem rechten Arm rückwärts, schleuderte die oft erprobte Waffe nach dem am weitesten links Stehenden.

Raum fauste das Schlachtbeil durch die Luft, als der Trapper auch schon hochschnellte.

Ein Sprung — ein Messerstich mit der Linken — zwei furchtbare Fausthiebe.

Die drei Gegner waren fast geräuschlos erledigt.

Er kroch zu dem Toten hin, in dessen Schädel der Tomahawk noch steckte, nahm das Schlachtbeil wieder an sich, schlich auf allen Vieren davon, kam an die letzten Uferbüsche, sah hier eins der Flöße mit einem Rasso festgebunden im Wasser liegen, sprang hinauf, hieb den Rasso durch und warf sich hinter die Brustwehr, nachdem er das Floß noch mit dem Fuße vom Lande abgestoßen hatte.

Langsam trieb es in den See hinaus.

Hier faßte es der Wind, drehte es und führte es allmählich an der Insel vorüber.

Felsenherz hatte den Kopf etwas gehoben: Er konnte beobachten, wie die Apachen die ganze Insel durchsuchten, wie sie mit Harzsackeln jedes Gebüsch durchstöberten.

Zum Glück reichte der Lichtschein des brennenden Reisighaufens nur stellenweise bis auf den See hinaus, und ebenso war es eine günstige Fügung, daß der See hier offenbar eine starke Strömung hatte, die das Floß immer schneller mit nach Osten nahm.

Nach fünf kritischen Minuten war dann anscheinend jede Gefahr vorüber.

Auf dieser Seite des Sees herrschte tiefste Dunkelheit. So durfte Felsenherz es wagen, eine der Stoßstangen zu ergreifen und das Floß noch rascher der Spitze einer kleinen Halbinsel zuzutreiben, die von düsteren Tannen bedeckt war.

Er hatte seine beiden Gewehre in der Linken, sprang nun an Land, wollte sofort in dem noch dichteren Dunkel der Tannen verschwinden.

Da — vor ihm richtete sich urplötzlich eine Gestalt auf.

Und eine tiefe Stimme sagte befehlend:

„Felsenherz steht vor Sahtaluma, dem Häuptling der Navajos! Der blonde Jäger ist umringt. Er reiche mir seine Gewehre. Er soll nicht unser Gefangener sein. Sahtaluma vergißt nicht, daß Felsenherz ihn vor den Apachen rettete. Aber der berühmte Trapper muß tun, was Sahtaluma, der heulende Wolf verlangt!“

Felsenherz warf einen forschenden Blick um sich.

Tatsächlich: er war umzingelt! Mindestens zwanzig Navajos bildeten einen engen Kreis um ihn und Sahtaluma.

„Der heulende Wolf weiß, daß ein Krieger seine Waffen behält,“ sagte er daher. „Ich werde den Navajos freiwillig folgen. Ich bin ihr Freund, wie ich der Freund jedes roten Mannes bin, der mir nicht nach dem Leben trachtet. Meine Zunge ist nie gespalten. Die Lüge ist mir verhaßt.“

Sahtaluma überlegte kurz.

„Felsenherz ist im Lager der Navajos willkommen,“ erklärte er dann. „Die Apachenhunde werden noch in dieser Nacht aufgerieben werden. Sahtaluma hatte zweihundert Krieger nördlich am gelben Bache zurückge-

lassen, bevor er in die Guadalupe-Berge sich hincinnagte. Jetzt hat er diese Krieger herbeigeholt. Die am Westufer zurückgebliebenen vierzig Apachen sind vor einer Stunde von uns in ihren Zelten überrajcht worden. Die Navajos haben viele Skalpe gemacht, und der große Bär ahnt noch nicht, daß er jetzt auf der Insel drüben eingeschlossen ist. — Felsenherz mag mir folgen —"

Der Trapper sah noch, wie etwa dreißig Navajos das Floß bestiegen und der Insel zuruderten.

Bald hatte er mit dem schweigsamen Saktaluma das Apachenlager am Westufer erreicht.

Die Feuer brannten noch. Unter den Bäumen neben den Zelten lagen die getöteten Apachen. Navajos hielten hin und her. Einige Späher meldeten dem heulenden Wolf, was jetzt auf der Insel vorging.

Saktaluma erteilte noch verschiedene Befehle, dann ließ er sich vor dem großen Zelte, das hier für den Oberhäuptling der Apachen errichtet war, nieder und winkte Felsenherz ein Gleiches zu tun.

Vor den beiden loderte eine Lagerfeuer. Die Flammen warfen zuckende Lichter auf das bronzene, die mit den Kriegsfarben bemalte Gesicht des heulenden Wolfes.

Nach längerem Schweigen begann der Navajo-häuptling:

"Felsenherz weiß, daß Saktaluma von den Guadalupe-Bergen aus zwei Blafgesichter verfolgte, die dort die Schätze der Bonanza (Goldfundstelle) des Regen-Tales geraubt hatten und daß die Säcke mit dem Golde dann drüben im See versanken. Dieses Gold gehört den Navajos, deren Jagdgebiete einst bis nach Süden über

die Guadalupe-Berge hinausreichten. Erst die Apachen haben den Stamm der Navajos weiter nach Norden gedrängt, haben jedoch bisher nicht gewagt, die Bonanza zu plündern, da es in unserem Volke eine alte Sage gibt, nach der jenes Gold jedem Unheil bringt, der es berührt."

Der heulende Wolf wurde hier unterbrochen.

Ein junger Krieger erschien und meldete, daß ein mit fünfzehn Apachen besetztes Floß, auf dem auch die beiden Blafgesichter sich befänden, dem Westufer zugerudert würde.

Saktaluma erhob sich schnell.

"Felsenherz mag mich hier erwarten," sagte er kurz und verschwand.

Gleich darauf knallten etwa dreißig Schüsse, denen das gellende Angstgeschrei der auf dem Floße überfallenen Apachen und wilder Kampflärm folgten.

Dann erschienen die beiden Trumms, geführt von fünf Navajos. — Ihnen waren die Hände auf dem Rücken gebunden, und einer der Navajos sagte nun zu Felsenherz:

"Saktaluma ist ein Feind der beiden Blafgesichter, die sich die Trumms nennen. Wenn Felsenherz es wagt, die beiden zu befreien, wird ihn der Tomahawk der Navajos fressen. Der heulende Wolf ist jetzt auf dem Floß zur Insel unterwegs. Ich, der Unterhäuptling Langes Messer, habe hier zu befehlen. Felsenherz wird seine Waffen sofort ausliefern."

Das lange Messer war ein älterer Krieger von kräftigem Körperbau und offenbar ein grimmer Feind aller Weißen.

Felsenherz ließ unauffällig seine Augen umher-

schweifen bevor er langsam aufstand und erwiderte:

„Das lange Messer weiß nicht, daß ich hier Gast der Navajos bin! Man fordert einem Gast nicht die Waffen ab.“

Der stiernackige Rote machte eine verächtliche Handbewegung.

„Felsenherz ist unser Gefangener. Er möge gehorchen,“ erklärte er dazu drohenden Tones.

Der blonde Trapper legte scheinbar eingeschüchtert seine beiden Büchsen auf die Erde.

Als er sich halb wieder aufgerichtet hatte, geschah etwas, womit das lange Messer kaum gerechnet hatte: Felsenherz schnellte sich vorwärts; die berühmte Felsenfaust traf des Unterhäuptlings Herzgrube, warf den Navajo zu Boden, traf den zweiten, den dritten.

Die beiden anderen wollten entfliehen.

Schon hatte der Trapper sie gepackt, riß sie zu Boden, umkrallte mit jeder Hand eine Kehle und erstickte so die Hilferufe, die nur zu schnell noch weitere Navajos herbeigelockt hätten.

Die Brüder Trumm hatten inzwischen schon gegenseitig ihre Fesseln mit dem Messer eines der bewußtlosen Navajos zerschnitten, hoben ihre Waffen auf, die der Unterhäuptling getragen hatte, und liefen jetzt hinter Felsenherz drein, der vorhin schon gesehen hatte, wo abseits von den Apachen- und Navajogäulen sein Brauner und die beiden Maulesel nach Norden zu weideten.

Sehr bald hatten die drei Gefährten sich auf ihre ungesattelten Tiere geschwungen und jagten, verfolgt von den Schüssen der Pferdewächter, in die nächtliche Prärie hinaus.

4. Kapitel.

In den Kakteefeldern der Wüste.

„Donner noch eins!“ lachte jetzt der dicke Jobb. „Das war ein feiner Streich, Felsenherz! Möchte den Navajo kennen lernen, der jetzt in der Nacht auf unserer Fährte zu bleiben vermag!“

„Schade nur um unsere Sättel!“ rief Robb. „Der Rücken meiner Minni ist verdammt hart!“

„Schritt!“ meinte Felsenherz und zügelte den Brauner, der noch das Baumzeug genau so wie die Maulesel trug. „Im Schritt jetzt weiter! Du hast recht, Freund Robb, ohne Sättel können wir nicht bleiben. Reiten wir also im Bogen von Süden wieder an den See heran. Dann will ich drei Navajosättel holen, was

nicht schwer sein dürfte. Ihr hört ja drüben die Schüsse. Saktaluma greift die Insel an —" —

Eine halbe Stunde später näherten sich die drei Landsleute wieder dem Apachen-See. Das Gewehrfeuer war jetzt verstummt.

„Sollten die Navajos etwa die Apachen schon ausgelöscht haben?“ meinte Jobb, als die Gefährten nun in einem Gebüsch am Ufer halt machten.

„Das glaube ich nicht,“ flüsterte Felsenherz. „Saktaluma unterschätzt den großen Bär, der noch immer die Möglichkeit hat, den Navajos, die ja nur zum geringsten Teil mit Flinten bewaffnet sind, eine Schlappe beizubringen. Warten wir erst mal ab, was geschieht.“

Nach einer Viertelstunde ging der Mond auf. Nun konnten die drei Trapper den See und die Insel bequem beobachten. Von den Rothäuten war nichts zu bemerken. Selbst im Lager am Westufer waren die Feuer ausgelöscht worden.

„Man könnte wirklich annehmen, daß weder dort auf der Insel noch am Ufer sich Kotselle befinden,“ meinte der dicke Jobb leise. „Aber gerade diese Ruhe besagt nichts Gutes. Der Tanz wird wohl bald losgehen.“

„Ah — zwei Flöße verlassen die Insel,“ fügte Robb hastig hinzu. „Und — wahrhaftig! — der große Bär hat sie jetzt an allen Seiten mit Brustwehren umgeben. Die Apachen wollen landen!“

Vor den Augen der drei Landsleute spielte sich nun am Westufer ein erbitterter Kampf ab, in den auch die beiden anderen, von den Navajos bemannten Flöße eingriffen.

Hier zeigte sich aber, daß der Oberhäuptling der Apachen an Intelligenz dem Navajoanführer weit überlegen war. Die Apachen eroberten zuerst die beiden Flöße, deren Besatzung größtenteils unter ihren Kugeln fiel. Dann nahmen sie die Uferbüsche unter Feuer, und die Bemannung der beiden soeben erbeuteten Flöße erzwang auch weiter nördlich hin die Landung und brach nach den Pferden hin durch.

„Es wird Zeit!“ sagte Felsenherz da. „Ich werde jetzt zur Insel hinüberschwimmen. Unsere Sättel sind diese Mühe wohl wert. Wartet hier auf mich.“

Er schlich davon, eilte zum Ufer hinab und war in kaum zehn Minuten auf der Insel. Seine Büchsen hatte er Robb übergeben. Sie wären ihm nur hinderlich gewesen.

Der Hügel war an der Westseite jetzt völlig kahl gebrannt. Felsenherz stellte bald fest, daß sich nicht ein einziger Apache hier befand. Er konnte in aller Ruhe die Sättel ausgraben und sie dann auf einen Baumstamm festbinden, den er schwimmend vor sich herschob.

So langte er wohlbehalten bei den Trumms wieder an.

Inzwischen hatten die Navajos das Westufer schon geräumt. Der Lärm des Kampfes zog sich mehr nach Norden hin.

„Die Navajos werden böse eins abkriegen!“ rieferte der dicke Jobb, als er seiner Finni den Sattel aufschnallte.

Dann ritten die Gefährten nach Osten zu dem Becos-Flusse entgegen, überquerten ihn beim Morgenrauen an einer seichten Stelle und erklommen, als die Sonne aufging, die Randhöhen der berüchtigten Plano

Estacado, der ungeheuren Hochlandwüste, die ihren Namen „gepfählte Ebene“ infolge der Holzstangen erhalten hat, die in diesem Sandmeer dem Wanderer die Richtung zur nächsten Wasserstelle anzeigen.

Hier inmitten der wildzerklüfteten, steinigen Randberge lagerten sie und schliefen abwechselnd bis zum Nachmittag. Dann erst brachen sie wieder auf und folgten einer Reihe von Stangen, die direkt nach Osten zu verlief.

Im Schritt ritten sie behaglich nebeneinander. Robb und Jobb rauchten ihre kurzen Holzpfeifen und ließen sich von Felsenherz erzählen, wie die Bonanza im Regen-Tale von zwei weißen Banditen geplündert worden war und wie die Goldsäcke durch einen Zufall im See versanken.

„Mein roter Bruder Chofariga und ich haben jene Stelle des Apachen-Sees mit den Lassos auf ihre Tiefe gemessen,“ fuhr der blonde Trapper jetzt fort. „Es ist unmöglich, das Gold etwa durch Tauchen herauszuholen. Es muß sich dort im Seeboden eine Vertiefung befinden, und aller Voraussicht nach ist das Gold für alle Zeit verloren. Trotzdem wollte ich aber, nachdem ich mit dem schwarzen Panther eine Zusammenkunft nach zwei Wochen am Nordrande der Plano verabredet hatte, mich davon überzeugen, ob etwa der große Bär, der uns bis an den Pecos geheht und dort erst unsere Spur verloren hatte, etwa auf den Gedanken kommen würde, den See abzulassen, was nicht allzu schwierig wäre, wenn man genügend Leute zur Verfügung hätte. So geschah es, daß ich mit Euch zusammentraf, als die Apachen mich zufällig entdeckt hatten und wieder hinter mir her waren.“

„Und jetzt reiten wir drei gemütlich zu Vater Summer, übergeben ihm seiner Tochter Brief und —“
 Jobb, der Geschwätzige, schwieg plötzlich und rief dann:

„Verdammt — das da ist eine frische Fährte zweier Reiter!“

Er zeigte auf den Sandboden, wo die Spuren sich nur verschwommen abhoben.

„Stimmt!“ nickte Felsenherz. „Die Fährte habe ich schon vor zehn Minuten bemerkt. Da — sie läuft als doppelter Strich von Nordwest her durch den Sand und biegt hier in die Richtung der Pfahlreihe ein. Es sind zwei beschlagene Pferde, die Reiter also wohl Weiße. Die Tiere sind ermüdet, mehr noch: erschöpft! Die Spuren haben —“

„Dort hinten — Rothäute!“ rief der magere Stobb dazwischen.

Felsenherz und Jobb blickten nach links.

Von Nordwest her kamen gegen dreißig Indianer im Gänsemarsch auf der Fährte der beiden Reiter daher. Sie ritten Trab, waren noch etwa achthundert Meter entfernt, ließen jetzt aber ihre Mustangs in Galopp übergehen.

„Wieder Apachen!“ erklärte Felsenherz kurz. „Wahrscheinlich Mescalero-Apachen, die dort in den Jicarilla-Bergen im Norden ihre Dörfer haben. — Vorwärts — die Bande darf uns nicht zu nahe auf den Leib rücken! Sie verfolgen fraglos die beiden Reiter, die hier vor kaum einer Stunde mit ihren matten Pferden vorübergekommen sind.“

Die drei Trapper jagten weiter, immer die Pfahl-

reihe entlang und auf der Fährte der beiden von dem Indsman Verfolgten dahin. —

Die Planas Estacado ist durchaus keine einheitliche Sandwüste, sondern wird vielfach von kahlen Höhenzügen durchschnitten, besitzt auch zahlreiche felsige Strecken mit tiefen Kanons, bietet aber doch in der Hauptsache das Bild einer öden, wenig fruchtbaren Sandsteppe dar, in der nur ungeheure Kakteensfelder neben spärlichen Gräsern gedeihen. Diese Kakteensfelder mit ihrem gelblichen Grün geben dieser Hochlandwüste ihr charakteristisches Gepräge. Nirgends anderswo in Nordamerika findet man solche endlosen Flächen, die mit Kakteen so dicht bewachsen sind, daß kein Reiter, kein Fußgänger sich in diese stachelige Masse hineinwagen dürfte, da die glasharten Stacheln leicht abbrechen und gefährliche, eiternde Wunden erzeugen. —

Nachdem die drei Gefährten an einem solchen Kakteensfeld etwa eine Viertelstunde entlanggaloppiert waren, mußten sie eine Reihe felsiger Hügel passieren.

Hier nun, wo die Rothhäute hinter ihnen in dem unübersichtlichen Gelände sie aus den Augen verloren hatten, sprang der blonde Trapper mit einem Male aus dem Sattel.

„Wir müssen die Apachen aufhalten,“ erklärte er, indem er den Braunen hinter ein paar hohe Felsen führte. „Jobb mag die Tiere bewachen. Wir beide, Kobb, werden ein Stück zurückkriechen und den Apachen ein paar Kugeln zusenden. Wenn wir ihnen sechs Mustangs erschießen, werden sie wohl etwas vorsichtiger und langsamer uns folgen, so daß wir sie bis zum Anbruch der Dunkelheit los sind. Inzwischen dürften wir die beiden Reiter eingeholt haben.“

Er nahm seine beiden Gewehre und schritt davon. Robb ließ sich noch seines Bruders Büchse geben, damit er ebenfalls über zwei Flinten verfügte.

Felsenherz bog etwas nach rechts von der Fährte ab und begann jetzt auf allen Vieren sich weiterzubewegen. Er wollte hinter ein kleines Kakteefeld gelangen, an dessen anderer Seite die Apachen, der Spur folgend, vorüber mußten.

Jetzt hob der blonde Trapper, als er die Spitze eines Hügels erreicht hatte, etwas den Kopf und spähte nach den Rothäuten aus. Zu seinem Erstaunen waren die Apachen jedoch verschwunden.

Robb war bald neben ihm, suchte gleichfalls den Reitertrupp vergebens und meinte kopfschlägernd:

„Gefällt mir nicht, die Geschichte! Nein — gefällt mir gar nicht! Da steckt irgend eine Teufelei dahinter! Die Bande wird doch klüger gewesen sein, als wir glaubten, und wird in einem Tale um diese Anhöhe herumreiten wollen, um einem Hinterhalt zu entgehen.“

Felsenherz' scharfe Augen musterten angestrengt den westlichen Horizont.

„Um — schau' mal dorthin, Robb!“ sagte er dann. „Gerade nach Westen zu, woher wir gekommen sind! Siehst Du dort den schwarzen Strich, der sich dauernd wie eine Schlange in Windungen vorwärtschiebt?“

„Verdammt, Landsmann, — das sind Indianer, Reiter, — eine schwere Menge, wohl gegen Zweihundert, schäg' ich!“

„Ja — Apachen werden es sein! Wahrscheinlich der große Bär, der die Navajos dort jenseits des Pecos am See fraglos versprengt, Zuzug erhalten und dann unsere

Fährten trotz all unserer Vorsicht doch gefunden hat. Wenn der große Bär erst einmal auch nur die geringste Aussicht hat, mich zu fangen, läßt er es an der nötigen Ausdauer wahrlich nicht fehlen. — Kehren wir zu Jobb zurück, sonst kommen die dreißig Mescaleros uns noch in den Rücken.“

Fünf Minuten drauf sprengten die drei Gefährten im Galopp weiter.

Von den Mescaleros war auch jetzt, als man die offene Steppe wieder erreicht hatte, nichts zu entdecken.

So ging es denn wieder eine Stunde lang immer auf der Fährte der beiden Reiter und den Pfählen nach gen Osten — immer tiefer in die Einöde der Llano hinein.

Die Sonne versank hinter dem fernen Felsengebirge. Die Dämmerung kam.

Da wurde Felsenherz unruhig, meinte zu den Trumms:

„Ich begreife nicht, daß wir die beiden noch nicht eingeholt haben. Ihre Tiere waren doch so ermüdet. Und auch hier sieht man an den Spuren, daß ihre Pferde immer wieder stolperten und wiederholt stehen blieben.“

Die Stangenreihe lief jetzt zwischen zwei Kaktusfeldern hinein — Felder von einer solchen Ausdehnung, daß ihr Ende gar nicht zu überblicken war.

Es wurde nun auch rasch dunkel. In der Luft lastete eine drückende Schwüle.

„Es wird ein Gewitter geben,“ sagte Jobb und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Eins von den verdammten Llano-Gewittern, bei denen nur selten Regen fällt.“

Felsenherz und Robb nickten nur. Auch die drei Trapper merkten, daß ihre Tiere allmählich durch das anstrengende Waten im Sande ermüdeten. Man ritt jetzt im Schritt. Die Gasse zwischen den gelbgrünen Feldern, die zuerst reichlich hundert Meter Breite gehabt hatte, wurde enger und enger.

Mit einem Male hielt Felsenherz an, und sprang aus dem Sattel, kniete an einer der Stangen nieder und untersuchte den Sand rund um die Stange.

„Freunde,“ meinte er dann, sich aufrichtend, „wir sind in eine böse Patsche geraten. Die beiden Reiter haben die Stangen anders gesteckt, haben ihre Verfolger, die Mescaleros, täuschen wollen und sie hier in diesen Engpaß zwischen die stacheligen Wände gelockt, der sicher eine Sackgasse ist. Sie haben dies sehr schlau angefangen, das muß man ihnen lassen! Hier an dieser Stange erkennt man genau, daß sie frisch in den Sand eingegraben worden ist. — Kehren wir im Galopp um, bevor etwa die Mescaleros uns den Rückweg versperren. Wir dürfen unsere Tiere nicht schonen.“

Robb war jetzt auch abgestiegen und schritt tiefgebückt erst am linken, dann am rechten Rande des hier nur dreißig Meter breiten Zwischenraumes zwischen den Kakteefeldern hin.

„He — Felsenherz, wenn Du recht hättest, wenn dies eine Sackgasse wäre und die beiden Reiter die Richtung der Pfähle verändert hätten, dann müßten sie doch aus dieser Sackgasse wieder herausgeritten sein, dann müßten meine beiden leidlich zuverlässigen Sehorgane hier Spuren finden, die am Rande der Felder zurückführen, zum mindesten verwischte Spuren! Aber — da-

von ist keine Rede. Ueberzeuge Dich selbst, Landsmann. Noch ist's hell genug dazu!"

Felsenherz wurde stutzig.

"Nobb, wenn keine Fährten da sind, dann —" — und er suchte nun gleichfalls, vollendete nach Minuten den Satz, „dann reiten auch wir weiter! Und — es sind keine Spuren vorhanden! Und doch haben die Reiter die Pfähle anders gesteckt! Das verstehe ich nicht."

Er nahm seinen Braunen am Zügel und ging auf der nach Osten laufenden Spur langsam weiter.

Die Kakteensfelder bedeckten hier Hügel und Täler völlig gleichmäßig. Nirgends war eine freie Stelle außer dieser immer schmaler werdenden Gasse zu sehen. Nur einzelne Felspartien ragten über die gelbgrünen, unabsehbaren Flächen hinaus wie seltsame, düstere Inseln, unerreichbar für jeden Menschen, jedes Tier. Nur die spärlichen Vögel der Pano konnten diese Inseln der Stachelwildnis als Ruheplatz benutzen.

Noch eine Viertelstunde setzten die drei Trapper so den Weg fort. Dann — dann hatte die Gasse wirklich ein Ende; dann erhob sich vor den dreien auch nach Osten zu dieselbe fast brusthohe Wand der ineinander gewachsenen Kakteenscheiden.

Und nun war's mittlerweile völlig finster geworden; nun wetterleuchtete es im Süden ununterbrochen. Das Gewitter zog herauf, und nur wenn der fahle Lichtschein den südlichen Himmel überflog, konnte man hier in der gefährlichen Sackgasse Einzelheiten erkennen.

"Verdammt!" murmelte Jobb. „Da sitzen wir ja fein fest! Inzwischen werden die Mescaleros uns vielleicht wirklich den Ausweg verlegt haben. Was nun?!"

Felsenherz überlegte kurz, sagte dann:

„Reitet zurück bis zu dem Dünenkamm, den wir soeben überschritten haben. Dort ist die Gasse kaum zehn Meter breit; dort können wir uns die Mescaleros vom Halse halten. Ich werde derweil trockene Kakteenzweige abschneiden und mir eine Art Fackel herstellen. Die Fährte der beiden Reiter muß doch irgendwo kehrtmachen. Sie können doch nicht durch die Luft davongeflogen sein!“

Jobb und Robb verschwanden.

Der blonde Trapper schnitt mühsam ein paar verdorrte Kakteenzweige ab. Das war wirklich eine schwere Arbeit. Diese Kakteenstauden sind ja so hart, daß sie jedes Messer sehr bald stumpf machen.

Dann holte er sein Präriefeuerzeug hervor und suchte sie in Brand zu setzen. Es gelang auch. Nun kroch er mit dieser Fackel über den Sand hin, suchte und suchte, mußte neue Zweige absäbeln, da die Fackel nicht lange vorhielt, suchte aufs neue, stellte fest, daß die beiden Reiter an der letzten Stange tatsächlich umgekehrt und nach rechts an den Rand der Gasse hinübergewandert waren, nachdem sie die Hufe ihrer Pferde mit Decken unwickelt hatten.

5. Kapitel.

Die Felsblöcke in den Kakteen.

Die beiden Trumms waren kaum auf dem Dünenkamm angelangt und hatten gerade ihre Maulesel durch einen kurzen Befehl sich hinter der sandigen Anhöhe niederlegen lassen, als der erste Blitz des nahenden Gewitters ihnen schon drei Apachenspäher zeigte, die die Gasse vorsichtig im Schritt entlangkamen.

Der zweite Blitz gab ihnen dann genügend Licht, zwei gutgezielte Kugeln anzubringen.

Die Trumms waren ja nun von anderem Schlage als ihr Landsmann Felsenherz. Sie schonten keinen Indianer. Ihnen galt nur ein Gesetz — das der Wildnis: Auge um Auge, Zahn um Zahn!

Und so sanken drüben denn zwei der Späher mit Kopfschüssen lautlos von den Mustangs. Der dritte riß

seinen Gaul herum und jagte davon. Ihm folgten die reiterlosen Tiere ebenfalls in Karriere.

„So!“ meinte Jobb. „Zwei Stotzelle weniger! — Robb, wie denkst Du eigentlich über das Verschwinden der beiden Reiter?“

„Ich denke, daß Du besser den abgeschossenen Lauf Deiner Büchse laden und nicht unnötiges Zeug reden solltest!“ knurrte der ältere Trumm. „Wo die beiden geblieben sind, wird Felsenherz schon rauskriegen. Der ist doch so ein wenig klüger als wir, mein lieber Jobb!“

Felsenherz hatte derweil etwa hundert Meter hinter dem Dünenkamm mit Hilfe einer fünften Fackel herausgefunden, daß die kaum sichtbare Spur der beiden Pferde mit ihren unwickelten Hufen in eine tiefe, aber schmale Ausbuchtung der Wasse einbog und hier im äußersten Winkel dieser Abzweigung plötzlich aufhörte.

Gerade hier zog sich eine Bodenwelle nach Norden hin, und hier wuchsen die Stakteen besonders hoch hinter dieser Bodenwelle, an deren Fuße vielleicht mehr Feuchtigkeit vorhanden war, die das Gedeihen der Pflanzen gefördert hatte.

Felsenherz vernahm jetzt außer dem Grollen des Gemitters auch die beiden Schüsse der Trumms, die fraglos den Apachen gegolten hatten.

Dann zuckte ein ganzes Bündel von Blitzen auf, das für mehrere Sekunden die Umgegend taghell erleuchtete.

Er konnte der blonde Trapper denn auch eine Wahrnehmung machen, die höchst eigenartig war: dort, wo die undeutliche Fährte der beiden Reiter ein Ende hatte, dort also, wo Felsenherz jetzt mit seiner soeben

erloschenen fünften Fadel am Boden kniete, gab es am Rande des Rakteenfeldes drei große Stauden, die völlig verdorrt waren. Und unter diesen Stauden erblickte er beim Schein der elektrischen Entladungen eine Fortsetzung der so schwer erkennbaren Fährte unter den Stauden im Sande, wo doch ein Pferdehuf nur hätte hingelangen können, wenn — wenn die Stauden vorher entfernt worden waren.

Felsenherz lächelte flüchtig. Er war hier fraglos einem wichtigen Geheimniß auf der Spur!

Dann faßte er vorsichtig die Wurzel der einen Staude an und — konnte den ganzen Busch mühelos herausziehen.

Genau so war dies bei den anderen beiden Stauden möglich, die unterhalb der Bodenwelle nach Osten hin standen.

Ein neuer Blitz zeigte dann dem blonden Trapper, daß die folgenden Stauden in der so entstandenen Bresche ebenfalls verdorrt waren. Auch sie waren mit den Wurzeln nur lose in den Sand eingedrückt worden.

Nachdem er noch acht Stauden so herausgezogen und hinter sich geworfen hatte, enthüllte ihm ein abermaliger Blitz einen schmalen Pfad, der am Fuße der Bodenwelle in nördlicher Richtung weiterlief.

Er befahl seinem Braunen nun, sich niederzulegen. Das edle Tier gehorchte sogleich. Dann kroch er den zwischen den teilweise mannshohen Büschen sich hin- und her schlängelnden Pfad rasch entlang. Nach etwa dreihundert Meter tauchte eine jener Felsinseln auf, die scheinbar unzugänglich über die Rakteen hinauswuchsen. Diese wirre Masse von Steinblöcken hatte eine Höhe von gut

zehn Meter und eine Ausdehnung von mindestens zwanzig Meter. Der Pfad endete zwischen zwei enormen Felsblöcken, hinter denen ein dritter lag, den man nach links umgehen konnte.

Als der Trapper so weit vorgeedrungen war, hörte er plötzlich ein meckerndes Lachen und dann eine helle Füstelstimme, die auf englisch sagte:

„Die drei Buschflepper und die Mescaleros werden sich nun schön die Köpfe zerbrechen, wo wir geblieben sind! Ja, ja, der lange Hilpray traf Euch gerade zur rechten Zeit, Miß! Sonst wäret Ihr jetzt wohl in den Händen der drei Weißen, die es so eilig hatten, uns einzuholen.“

Felsenherz begriff sofort, welche Bedeutung diese Sätze hatten. Der lange Hilpray war ihm ja vom Hörensagen genügend bekannt. Er war ein Trapper, der stets allein jagte, eine Art Sonderling, wie es so viele im wilden Westen gibt. Und dieser Hilpray hatte ihn und die Trumms für Buschflepper aus der Entfernung gehalten! — Aber — wer war die Miß, der Hilpray zufällig begegnet war und die er hier mit in sein Versteck genommen hatte?!

Eine Miß — ein Mädchen?! Was hatte ein Mädchen hier allein in der Wildnis zu thun?!

Da — eine andere, helle, klangvolle Stimme:

„Master Hilpray, wie soll ich Euch nur danken, daß Ihr Euch meiner sofort in so hochherziger Weise angenommen habt?! Ich war ja bereits so erschöpft von der Verfolgung durch die Apachen, daß ich in der nächsten Minute bewusstlos aus dem Sattel gesunken wäre. Dabei bin ich wahrlich kein zimperliches Frauenzimmer.“

nein, im Gegentheil, ich bin ja in der Wildnis groß geworden und später erst hat mein Vater mich als meine Mutter und meine Geschwister von den Schoschonen droben im Felsengebirge hingemordet worden waren, nach San Franzisko gebracht, wo ich jetzt zuletzt Turnlehrerin war. Ich bin sehr sportgeübt, schieße recht gut und reite noch besser. — Nun, da ich Euch schon so viel von mir erzählt habe, sollt Ihr auch den Rest wissen. Ich habe meinen Namen bisher verschwiegen, und dazu hatte ich besondere Gründe. Kennt Ihr vielleicht den Namen Fred Summer?"

„Ob ich den kenne! Der alte Summer haust ja da drüben jenseits der Plano in einem versteckt liegenden Blockhaus und ist sozusagen mein nächster Nachbar. Seid Ihr etwa seine Tochter, Miß?"

„Ja — das bin ich! Die Tochter des berühmten Fred Summer, der in seiner Jugend der schlimmste Pferdedieb und Buschklepper am Missouri war, dann aber durch meine Mutter auf den rechten Weg gebracht wurde und seine Verfehlungen durch ehrliche Arbeit gesühnt hat! Heute ist er ein alter Mann mit schlohweißem Haar, der nur noch eine Liebe kennt: die zu mir, seinem einzigen Kinde!"

„Ah — Fred Summer — Fred Summer!" meinte der lange Hilpran. „Wie seltsam doch das Schicksal manchmal alte Bekannte wieder zusammenführt, Miß! Daß dort am Big Salt-Bach ein Master Summer wohnt, weiß ich ja längst. Aber daß dieser menschen scheue Greis, der jeder Begegnung mit Europäern ausweicht, jener selbe Fred ist, der mir mal das Leben rettete, — wer hätte das gedacht! — Entschuldigt schon, Miß: aber

weßhalb in aller Welt habt Ihr jetzt nur dieses ungeheure Wagnis unternommen und seid so allein von Frisco —“

Lydia Summer unterbrach ihn.

„Oh — so allein war ich zunächst nicht. Ich hatte mich einem Auswandererzuge angeschlossen, der hinab nach Westarizona wollte. Erst mit einer Woche bin ich allein auf mich angewiesen. Was den Grund meines abenteuerlichen Rittes zu meinem Vater angeht, so hat's damit folgende Bewandnis. Mein Vater hatte mir stets sorgfältig seine unglückliche Vergangenheit verheimlicht. Vor zwei Monaten schickte er dann durch zwei bekannte Westmänner, die jahrelang bei uns verkehrten, als wir noch droben im Felsengebirge lebten, einen Beutel Goldstaub und einen Beief, in dem er mir seine wilde Jugend offenbarte und zugleich von mir Abschied nahm, da er merkte, daß seine Kräfte immer mehr nachließen. Als ich dieses Schreiben gelesen hatte, waren die beiden Trumms bereits wieder in die Wildnis unterwegs. Sie blieben nur ganz kurze Zeit bei mir, denn sie fühlten sich in einer Stadt nicht recht wohl und fürchteten fraglos auch, ich könnte sie bitten, daß sie mich mitnehmen sollten. Ich hatte ihnen noch einen bereits fertigen Brief an meinen Vater ausgehändigt. Wie ich dann das Schreiben meines Vaters nochmals überflog hatte, überkam mich die Sehnsucht nach ihm. Ich wollte ihn beweisen, daß ich ihn noch genau so liebte wie bisher, traf schnell meine Reisevorbereitungen und verließ Frisco. — So, Master Hilpran, nun wißt Ihr alles —“

„Ja — und nun freue ich mich doppelt, daß ich an Fred Summers Tochter das gutmachen konnte, was er

einst für mich getan, Miß! — Wir werden hier in meinem Versteck jetzt so lange bleiben, bis die drei Buschflepper und die verdammten Mescaleros sich gegenseitig die Hälse abge schnitten haben oder mit langer Nase abgezogen sind. Hier vermutet uns niemand, hier sind wir ganz sicher. Vorhin die beiden Schüsse sind übrigens der beste Beweis dafür, daß die Buschflepper und die Apachen bereits aneinander geraten sind. Ich werde jetzt mal nachschauen, wie es draußen steht. Das Gewitter scheint nach Westen abzuziehen. Schade, daß es keinen Regen gegeben hat. Na — Wasser für uns und die Pferde haben wir noch für drei Tage. Inzwischen werden die Banditen draußen längst verschwunden sein. — Noch eins, Miß. Die beiden Trumms kenne ich persönlich. Und jetzt, wo Ihr mir sagtet, sie seien in Frisco gewesen und hätten einen Brief an Euren Vater zu bestellen, ist mir eingefallen, daß zwei der Buschflepper recht klein waren. Vielleicht habe ich insolge der weiten Entfernung gar die beiden Trumms für Desperados gehalten! Das wäre ein Spaß! Jedenfalls will ich dies jetzt mal feststellen. Entschuldigt mich also, Miß. Ich bin nach einer halben Stunde wieder hier.“

6. Kapitel.

Der Tod des großen Bären.

Er erhob sich von dem Graslager, das sich unter einem oben weit vorspringenden, dachähnlichen Steinblock befand.

Im selben Augenblick zuckte ein letzter Blitz des fernem Gewitters auf und zeigte ihm eine hohe, schlank Gestalt, die soeben in dem schmalen Zugang dieses Schlupfwinkels erschienen war.

„Bleibt nur hier, Master Hilpray,“ sagte der Fremde ruhig. „Ihr habt ganz recht: es sind die beiden Trummis! Und ich bin der dritte — Buschklepper!“

Er lachte leise und gutmütig und fügte hinzu: „Man nennt mich hier in der Wildnis Felsenherz, den Trapper. Wir drei folgten Euch nur, um Euch vor den Mescaleros zu beschützen.“

Der lange Hilpray, in der Tat ein endlos langer,

dürerer Mensch mit scharfer Hakennase, streckte Felsenherz sofort freundlich die Hand hin.

„Willkommen, Master. Ihr habt uns nach Westmannsart belauscht. Da wißt Ihr ja Bescheid. Dort sitzt Miß Summer. Es ist verdammt dunkel hier. Aber ein Feuer dürfen wir nicht anzünden. — Nun sagt mir, wie Ihr den Zugang zu meinem Versteck gefunden habt?“

„Davon später,“ meinte Felsenherz ernst. „Folgt mir, Master. Wir wollen die beiden Trumms nicht allein lassen —“

Beide Männer schritten dann eilends den schmalen Pfad hinab.

Als sie in die Gasse zwischen den Rakteensfeldern einbogen, hörten sie abermals zwei Schüsse, dann wieder zwei.

Sie begannen jetzt zu laufen.

Und abermals zwei hellere Knalle — aus den Pistolen der beiden Trumms, die jetzt von einer ganzen Schar von Apachen angegriffen worden waren.

Felsenherz und Hilpray kamen gerade noch zur rechten Zeit.

Die Mescaleros hatten sich bereits mit der Ableitung des großen Bären vereinigt, und dieser trieb jetzt seine Krieger ohne Rücksicht auf Verluste vorwärts, nachdem er von den Mescaleros gehört hatte, daß Felsenherz hier in der Sackgasse der Rakteen mit eingeschlossen war.

Der blonde Trapper feuerte sofort mitten in den dunklen Schwarm der Andringenden hinein — feuerte alle vier Kugeln seiner beiden Büchsen ab. Da auch der

lange Hilprah eine Doppelflinte besaß, da auch seine Schüsse ein paar Angreifer niederwarfen, fluteten die Apachen nach Verlust von zehn Toten und Verwundeten zurück.

„Rasch — holt Eure Reittiere!“ rief Hilprah jetzt den Trumms zu. „Wir können uns hier nicht halten! Führt sie durch die Kakteen zu den Felsen! Ich werde dafür sorgen, daß die rote Bande schleunigst verduftet! Auch für solche Fälle bin ich vorbereitet!“

Felsenherz und die Trumms zögerten nicht einen Moment. Sie sahen ein, daß der lange Hilprah recht hatte. Wenn der große Bär, dessen wütende Stimme vorhin deutlich vernehmbar gewesen, seine Krieger nochmals vortrieb und den Angriff zu Pferde unternemen ließ, wären die vier Männer fraglos überrannt worden.

Der blonde Trapper wartete am Eingang des schmalen Pfades, bis die Trumms ihre Maulesel geholt hatten. Dann zeigte er ihnen den Weg, ließ sie vorangehen und band den Bügel seines Braunen am Sattel von Jobbs Finni fest, blieb zurück und fragte Hilprah, ob er ihm irgendwie helfen könne.

„Steckt ein paar trodene Kakteenstauden drüben in Brand!“ rief der lange Trapper zurück.

Was dieser da zehn Schritt weiter vorn tat, konnte Felsenherz in dieser Finsternis, die nicht einmal mehr durch einen Blitz erhellt wurde, nicht erkennen.

Bald flammten denn auch ein paar Stauden, die der blonde Trapper durch Befühlen der Blätter als vertrocknet herausgefunden und ausgerissen hatte, knisternd hoch.

„Gut so!“ kam Hilprahs Stimme aus der Dunkel-

heit herüber. „Nun her mit dem brennendem Zeug!“

Und Felsenherz nahm die lodernden Sträucher und lief zu dem langen Jäger hin, sah nun, daß dieser hier in dem Engpaß einen ganzen Wall von Stauden aufgeschichtet hatte.

„Nun gebt acht,“ meinte Hilpray lachend. „Diese Stauden hatte ich mir längst für die Stunde der Not zurechtgelegt. Der Wind kommt von Norden. Werft die Brandfackel nur in den Haufen hinein! Ihr werdet Euer blaues Wunder erleben. Denn dort die ganze linke Seite der Gasse besteht aus Stauden, die ich durch Messerschnitte in das Stammende zum Absterben gebracht habe —“

Felsenherz schleuderte die lohenden Büsche in den Haufen.

Und im gleichen Augenblick ertönte von Westen her auch schon das Angriffsgeheul der Apachen.

Im Schein der brennenden Raketen, die mit Zischen und Fauchen aufloderten und grelle Lichtstreifen in die Finsternis schickten, erschienen daherrasende Pferdeleiber, deren Reiter sich an den Schweifen festhielten und zu Fuß hinterher rannten.

Eine dicht gedrängte Phalanx von Rossen stürmte heran — eine lebende Welle, die alles vor sich zu erdrücken drohte.

Noch fünfzehn — noch zehn Meter.

Dann warf Felsenherz die Jaguar-Büchse an die Schulter, zielte, drückte ab.

Auch Hilpray hatte seine Büchse nach alter Trappersitte längst wieder geladen.

Auch er war seines Schusses sicher, zielte auf die Stirnen der Mustangs.

Zwei Feuerstrahlen — zwei weitere Pferde der Angreifer brachen wie vom Blitz getroffen zusammen.

Bier Gänge wälzten sich am Boden, ließen den Ansturm ins Stocken geraten.

Da — ein starker Windstoß fachte die Glut noch mehr an. Das Feuer sprang auf die abgestorbenen Stauden am südlichen Rande der Gasse über.

Mit seltsamen Lauten flammten auch hier die Pflanzen auf. Die trockenen Fruchtknospen plakten mit hellem Knall.

Die Apachenanstöße waren nicht mehr vorwärtszubringen, machten kehrt.

Hinter ihnen drein leckten die hüpfenden Flammen, vereinigten sich zum breiten Feuerbrand, fraßen weiter und weiter, sandten ihre Glutwellen vor sich her, trieben den großen Bär mit all seinen Kriegern in die Flucht. —

Der lange Hilpray wandte sich Felsenherz zu.

„So, nun müssen wir den Zugang zu meinem Versteck verschließen,“ meinte er triumphierend. „Für eine Stunde sind wir unbelästigt. Das reicht hin, alle Spuren zu tilgen, die uns verraten könnten. Helft mir, die Fährten auszulöschen, die in den engen Pfad führen.“

Felsenherz erschien all dies kaum genügend, die Aufmerksamkeit der Apachen von dem Schlupfwinkel abzulenken.

„Die Rothhäute werden fraglos ahnen, daß es hier einen Pfad durch das Staatefeld gibt, wenn sie uns nachher nicht finden,“ meinte er zögernd, da er bereits vermutete, daß Hilpray noch weitere Mittel besaß, die Apachen irrezuführen.

„Oh — sie werden ja am Ende der Sackgasse auch

wirklich so einen Pfad finden," lachte der lange Trapper ganz stolz. „Es ist ein natürlicher Pfad, vorn nur durch vier Stauden verschlossen. Er läuft im Bogen wieder nach Osten zu. — Vorwärts — bringt hier die Stauden wieder an ihre alte Stelle, Master, pflanzt sie ein, glättet den Sand mit den Händen. Ich werde dort am Ende der Sackgasse den Boden gehörig zerstampfen.“ —

Inzwischen hatten die Trumms zwischen den Steinblöcken, wo auch mehrere Pferde sehr bequem Platz hatten, mit Lydia Summer ein überraschendes Wiedersehen gefeiert.

Der dicke Jobb konnte sich gar nicht beruhigen, daß das junge Mädchen so waghalsig gewesen und seit einer Woche allein durch die Wildnis gen Osten geritten war.

„Lydia, Kind," meinte er wortwurfsvoll, „wie konntest Du nur so leichtsinnig sein! Wenn Dich die Mes-caleros erwischt hätten, dann —“

„— dann würde die letzte Kugel aus meiner Büchse mich selbst getroffen haben!" erklärte das junge Weib ernst. „Ihr beide, Onkel Robb und Jobb, hättet mich ja doch nicht mitgenommen, selbst wenn Ihr noch dageswesen wäret, als ich meines Vaters Beichte las.“

„Wir sollten Dich nicht mitbringen," brummte Robb nun. „Vater Summer hatte es uns streng verboten. Er wollte Dir nicht mehr unter die Augen treten. Er schämte sich wohl vor Dir, Lydia! Nun — jetzt wird er sich um so mehr freuen —“ —

Bald erschienen dann auch Felsenherz und der lange Hilpray in dem Bersted.

Man beschloß, daß man abwechselnd wachen wolle. Auf dem höchsten der Steinblöcke gab es eine mulden-

artige Vertiefung, in der ein Mann sich recht gut verbergen konnte. Von da aus hatte man eine weite Fernsicht und konnte alles beobachten, was die Apachen unternehmen würden.

Felsenherz verlangte, daß er die erste Wache bis Mitternacht bekäme. Die anderen waren einverstanden. Er erklärte dann, er würde zunächst auf dem schmalen Pfade bis an die den Zugang verdeckenden Stauden vorschleichen. Er nahm die Jaguar-Büchse mit und machte sich lautlos davon.

Dann lag er hinter den abgestorbenen Kakteenstauden und horchte angestrengt in die Nacht hinaus.

Das Feuer war bereits im Erlöschen. Der Mond hatte sich jetzt hinter der südlichen Wolkenbank hervorgearbeitet und übergieß mit bläulichem Schein die endlose Llano-Wüste.

Eine halbe Stunde verstrich.

Jetzt in der Gasse draußen das Knarren von Sätteln, dumpfe Fußstritte.

Vier Apachenspäher ritten langsam, tief auf die Hälse ihrer Mustangs gebückt, vorüber.

Nur acht Meter trennten den blonden Trapper von der Gasse zwischen den Stachelfeldern.

Und jetzt ein einzelner Apache — ein wahrer Riese mit Adlersfedern in der Skalplode, mit Ketten von Bärenkrallen um den Hals: der Oberhäuptling — der große Bär!

Er folgte den vier Spähern.

Seine nie schlummernde Nachsicht trieb ihn vorwärts. Kein anderes Blau Gesicht haßte er so wie den blonden Trapper, der ihm bisher stets entwischt war.

der ihm auch die Plünderung der reichen Hazienda im Süden vor einem Monat unmöglich gemacht hatte. (Vergl. Band 9 „Die belagerte Hazienda“).

Seine Rächgier machte ihn unvorsichtig, ließ ihn auch heute manches übersehen, was ihn hätte warnen sollen.

Sein Mustang von bester indianischer Dressur hatte Felsenherz gewittert, blieb stehen, wieherte leise, drehte den Kopf nach links — dorthin, wo der Pfad begann und der Trapper verborgен lag.

Der große Bär musterte zwar argwöhnisch, aber nur flüchtig das weite, mondscheinbelle Skateenfeld.

Dann drängte er den Gaul weiter vorwärts.

Sehr bald kamen die vier Späher mit dem Oberhäuptling vom Ende der Sackgasse zurückgeritten. Der große Bär erteilte einige Befehle.

Felsenherz verstand das Wort „Fackeln“.

Die vier Späher trabten weiter, während der große Bär an derselben Stelle, wo sein Mustang sich so auffällig benommen hatte, absprang.

Abermals wieherte der Indianergaul warnend. Der große Bär merkte, daß hier ein Feind in der Nähe sei, spannte die einläufige Flinté und blickte sich nach allen Seiten um.

Felsenherz hielt es für ratsam, eine Strecke zurückzukriechen, damit der Mustang seine Witterung verlore.

Nach fünfzig Meter etwa blieb er wieder liegen.

Der Oberhäuptling, mit den Eigentümlichkeiten der Plano gut vertraut, hatte bereits gesehen, daß gerade hier, wo sein Pferd so deutliche Zeichen von Unruhe gegeben hatte, eine Menge vertrockneter Skateenstauden stand.

Er beugte sich herab, belastete die Wurzel der einen Staupe, zog sie heraus.

Er spürte dabei, daß sie nur lose in den Sand eingegraben gewesen war.

Er riß eine zweite, dritte Staupe heraus.

Felsenherz hatte längst die Gefahr erkannt, hatte sehr wohl bemerkt, daß der Apachenhäuptling nahe daran war, das Geheimnis dieses Verstecks zu entdecken.

Hier gab es kein Zaudern; hier durfte der blonde Jäger nicht schonend mit einem Menschenleben umgehen; hier galt es die Sicherheit der drei Gefährten und des wackeren Mädchens.

Er kroch wieder vorwärts, nahm den Tomahawk in die Rechte.

Der große Bär hatte soeben wieder zwei Stauden entfernt. Er wußte bereits, daß sie einen Pfad verdeckt haben mußten; er ahnte, daß die Bläßgesichter dort mitten im Kakteefeld einen Schlupswinkel hatten.

Da — eine Gestalt richtete sich kaum drei Meter entfernt jenseits der letzten Kakteen auf, die noch den Zugang markierten.

Das Mondlicht fiel dem blonden Trapper gerade ins Gesicht.

Der große Bär wollte die Finte emporreißen. Haß und Mordgier sprühten aus seinen Augen.

Eine blitzartige Armbewegung des schlanken Westmannes.

Ein Tomahawk traf den Apachen mitten vor die Stirn; mit einem Nechzen fiel der große Bär sterbend nach vorwärts über die stacheligen Büsche.

Im Nu hatte Felsenherz dann die Leiche geborgen, hatte den Mustang des toten Häuptlings fortgeschickt,

hatte die Raketenstauden wieder an die alte Stelle gebracht und die auffälligen Spuren im Sande ausgetilgt.

Schon naheten auch dreißig — vierzig Apachen zu Fuß, Fackeln in den Händen.

Sie schritten vorüber dem Ende der Sadgasse zu.

Felsenherz schleppte den toten Häuptling bis zwischen die Steinblöcke, erkletterte den höchsten, beobachtete, wie drüben die Apachen immer unruhiger den großen Bären suchten.

Mitternacht war vorüber. Neben Felsenherz lag jetzt auf dem Steinblock noch Kobb-Trumm. Die Apachen hatten den anderen Pfad entdeckt. Das Licht der Fackeln irrte durch das Raketenfeld nach Osten zu.

Der Morgen nahte. Abermals ritten Apachenspäher durch die Gasse der Stachelfelder, noch immer nach dem verschwundenen Häuptling forschend. Bis gegen Mittag tauchten stets neue Späher auf.

Dann zog die ganze Apachenabteilung plötzlich fluchtartig ab.

Nur zehn Minuten später kam ein einzelner Reiter in voller Karriere die Gasse entlanggesprengt, ein Indianer mit wehendem schwarzen Haar, mit reichem Federschmuck, mit offenem, energischem Gesicht.

Einen Klappen ritt er, ein prachtvolles Tier, — eines jener edlen Pferde, wie sie nur der Romanchenstamm züchtet.

Und der Reiter war ein Romanche — war Chofariga, der berühmte Häuptling, — Chofariga, der schwarze Panther, der Freund und Bruder des blonden Trappers.

Hinter ihm aber erschienen bald weitere Reiter, gegen zweihundert Krieger, — Romanchen, vor denen die Apachen schleunigst entflohen waren.

Felsenherz sprang auf, schwenkte von der Höhe des Steinblocks den breiten Schlapphut, rief Chokarigas Namen. —

Gleich darauf standen die beiden berühmten Westmänner vor der Leiche ihres alten Feindes, des großen Bären.

„Er soll begraben werden, wie es einem tapferen Krieger gebührt,“ sagte Chokariga ernst zu Felsenherz. „Dort drüben in den Bergen werden wir ihn bestatten mit all seinen Waffen, — sitzend, das Gesicht der aufgehenden Sonne zugekehrt.“ —

So geschah es.

Und eine Woche später konnte dann der alte Vater Summer sein einziges Kind jubelnd in die Arme schließen, die unter dem Schutze von zweihundert Romanchen und fünf der besten Westläufer ihm zugeführt worden war. —

Hiermit endet die Geschichte dieses Abenteuers unseres Helden Felsenherz, der ich den Titel „Die beiden Trümms“ gegeben habe.

Der Leser wird Robb und Jobb nochmals begegnen und zwar im folgenden Band, in

Das Vermächtnis des Buschfleppers.